

Die Flucht des Fynn.

daß sämtliche Männer jener Gegend eine katholische Schule haben wollten.

Als der Magistrat die Einwendung machte, daß doch eine protestantische Schule in der Nähe sei, antwortete der Chieff, daß jene Schule erstens für manche zu weit entfernt sei, und zweitens, daß die Eingeborenen von den Protestanten überhaupt nichts wissen wollten.

Es ist unter den Eingeborenen ein großer Zug zur katholischen Kirche hin. In einer anderen Gegend dergleichen Lokation fingen wir im Februar 1923 im Haus eines unserer Christen katechetischen Unterricht an für Taufbewerber. Am ersten Unterrichtstag erschienen nur vier Kinder beim Unterricht. Bald aber kamen auch Erwachsene und innerhalb eines halben Jahres belief sich die Zahl der Katechumenen auf 50 Personen. Ungezählte Heiden und Protestanten könnten der hl. Kirche zugeführt werden, wenn nur der Mangel an Missionaren nicht so groß wäre. „Die Ernte ist groß, der Arbeiter aber sind wenige. Bittet daher den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende.“

Die flucht des spnn.

Die Abenteuer des Rehla Jättwa in den Jahren der Gnade 1828—31.

Noch bis zu dieser Stunde habe ich die Erinnerung an diese traurigen, kummervollen Gesichter. Der Ausdruck stummen Schmerzes war jedem aufgedrückt. Von allen Personen, die hier um die Feuer versammelt waren, war auch nicht eine einzige, die nicht einen herben Verlust zu beklagen gehabt, die nicht einen teuren Angehörigen betrauerte, der auf dem Schlachtfelde lag, eine Beute der schrecklichen Bestien, deren Knurren und Brüllen bis hierher gehört wurde. Ich gedachte in düsterem Sinnen meiner armen Mehla, die in dem niedrigen Grabe neben den Kleinen ruhte und verwünschte den Tag, wo ich die verhältnismäßig sichere Höhle in den Bergen verließ. Dort hatten wir oft unter Kälte und Hunger zu leiden und waren sogar des öfteren dem Hungertode nahe, aber wir waren doch beisammen. Dann gedachte ich des armen Nundi. Auch sein Leben war vorbei sein Traum der Liebe und doch hatte beides erst begonnen. Und dann Ungezi, sie hätte ein besseres Los verdient als unter den Affegai eines Unmenschen zu sterben. Mein Herz war schwer und es schien mir, daß wohl niemand den Zulus widerstehen könne. Ja, es würde wohl immer so sein, wie seit dem Tage, da sie zum ersten Mal begannen, mit ihren Scharen das Land zu überfluten, zu morden und zu brennen. So lange eine Seele der Abantu noch lebe, würde der Krieg und das Gemetzel nicht aufhören.

Ich hatte keine Ahnung, daß gerade in der Stunde, wo ich so da-
saß und über die unbefiegbare Macht der Zulus nachdachte, die Vergeltung
nahe war. In dieser Stunde wurden die Wagen für den „großen Treck“
die „große Wanderung“ von den Buren bereit gemacht, und die Amabuna
(Buren) nach Natal sich in Bewegung setzten. Wir hatten bis dahin nicht
einmal von ihnen gehört. Aber sie nahen mit ihren Wagen sowie Tschaka
es vorhergesagt, als er in Todesschmerzen sich krümmte, von Dingaans
Speer durchbohrt. „Wie, ihr mordet mich, meine Brüder! Hunde meines
eigenen Hauses, die ich gefüttert habe! Ihr glaubt statt meiner zu herr-
schen; aber wenn ihr mich auch tötet, glaubet nicht, daß euer Haus lange
regieren wird! Ich sage euch, daß ich bereits den Fußtritt des großen,
weißen Volkes höre, und dieses Land wird ihm zu Füßen liegen.“ Das
war das Wort Tschakas, des Größten der Zulus, — und es ging in Erfül-
lung. Zur Stunde aber wußten wir nicht, daß diese grimmigen Kämpen,
die Amabuna, sich näherten, um Dingaans Macht gleich einem Rohre zu
brechen. Auch träumte uns nicht, daß Dingaans mächtige Impis zer-
schellen würden beim Anstürmen gegen die starken Lager der Amabuna
und auch Dingaans zuletzt enden würde als Flüchtling unter den Händen
seiner Feinde, der Amaswazi.

Sechzehntes Kapitel.

Der folgende Monat blieb ohne entscheidende Ereignisse. Er brachte
uns nur die sich stets gleich bleibenden Mühen des langsamen Vormar-
sches. Ein Wagen nach dem andern mußte langsam und beschwerlich
einige Meilen vorangeschleppt werden mit Hilfe der Pferde. Der an
Saku geschickte Bote war zurückgekommen mit der Meldung, der Häupt-
ling sei gerne bereit zu helfen, habe aber selbst nur wenig Vieh und
müsse fürchten, die Zulus möchten es ihm wegnehmen, wenn die Pondos
sich noch einmal gegen Dingaans erheben würden. Ueber das Benehmen
seiner Leute Mbulazi gegenüber enthielt sich der Chief jeder Aeußerung.
Er gab indessen die Erklärung ab, daß er das Geschenk Mbulazis an-
nehme, um ihm zu zeigen, daß er ihm nicht Uebel gesinnt sei.

Unser Inkos hatte mit solcher Antwort gerechnet. Wir waren unter
größter Anstrengung bereits am Umtamouna angelangt, als der Bote von
Saku kam. Unter unsäglichen Mühen brachten wir die Wagen über diesen
Fluß. Darauf setzten wir unseren Marsch bis zum Meere fort und ge-
langten an ein felsiges Plateau, eine Art Halbinsel, die nur auf einem
einzigen schmalen Pfad zugänglich war. Dieser Pfad war von Felsen
und Geröll so eingeengt, daß er leicht verteidigt werden konnte. Der
Platz war fast uneinnehmbar. Die Wagen wurden zerlegt und die ein-

zelnen Teile auf unseren Schultern hinübergetragen. Das war eine mühselige Arbeit..

Wir begannen Hütten zu bauen und uns als Ansiedler niederzulassen. Mbulazi und Inkos Frank gingen oft zur Jagd. Es wimmelte in diesen Tagenden dort von Wild und so hatten wir fast immer Fleisch im Ueberfluß. In der Mitte des Plateaus erhob sich ein Hügel und von diesem rieselte eine ergiebige Quelle.

Ich war so krank und schwach, daß ich für Monate zur Jagd unfähig war. Ich konnte mir nicht einmal eine Hütte bauen. Der gütige Mbulazi beorderte daher einige junge Männer, welche mir eine Hütte bauen sollten. Auch viele von den Weibern halfen und plauderten mit mir gelegentlich, denn ich war in jenen Tagen trotz der Strapazen ein ansehnlicher Mensch und wenn ich gesund war, stark wie ein Elefant.

Unter den weiblichen Personen waren zwei, die mir besonders gefielen, eine kaum erblühte Jungfrau, namens Ibisi und die Tochter des Häuptlings Nnane; ihr Name war Manñema.

Ibisi war immer heiter; nur wenn sie an ihren Vater und ihre Mutter dachte, die im Blutbade bei Belanhole umgekommen waren, nicht. Bei solcher Stimmung wurde ihr dunkles Gesicht traurig und große Tränen rannen über ihre Wangen hinab.

Manñema war bereits erwachsen und wohlgestaltet. Sie hatte in ihrem Benehmen etwas Gütiges und Mildes. Sie sorgte, daß es mir nicht an der notwendigen Nahrung fehlte in den Tagen, wo ich mich kaum von meinem Lager erheben konnte. Eigentümlich jedoch war es, daß, als meine Kräfte wieder zunahmen, ihre Besuche seltener wurden und als ich wieder gänzlich hergestellt war, sie sich gänzlich ferne hielt.

Ich wunderte mich über dies Benehmen und war etwas verdrossen. Ich war nämlich Manñema gut geworden, und machte mir schon Hoffnungen, sie an Stelle meiner Mehla, die der Tod mir entriß, heimzuführen. Was mich aber am meisten ärgerte, war, daß sie immer mit einem einfältigen Jungen, namens Nwabe, lachte und scherzte. Das dumme Gesicht dieses jungen Menschen war mir zuwider. Das meinige war zwar auch nicht hübsch, denn eine Zululanz hatte meine Wange bis auf den Knochen gespalten und die Narbe war in jenen Tagen noch rot und kaum geheilt. Jung Nwabe sah aus wie eine dünne Gerte des Weidenbaumes, aber auch ich war so dürr wie eine Peitsche aus Flußpferdehaut und hatte überdies noch den Körper voll Narben. Ich hielt das Getue der Manñema mit dem Insizwa für kindisch und sagte ihr dies auch, aber sie lachte mich aus und ging in die Hütte der Weiber.

Das Frauenquartier war umfangreicher als das Lager der Männer. Mbulazi hatte für die zahlreichen Frauen besondere Hütten bauen lassen und zwar für die unverheirateten und die Ehefrauen der Männer, die im Kampfe gefallen waren.

Viele von den Männern waren ledig und anderen war die Frau bei Belanhlola getötet worden und mit der Zeit beschäftigte man sich im Umuzi (Niederlassung) viel mit der Frage, wie wohl ein Mann das Lobola für sein Weib aufbringen könne, da das gesamte Vieh verloren gegangen war. Die Sache kam vor den Inkos und dieser berief eines Tages eine große Indaba, Ratsversammlung. Das war etwa sieben Monate nach der Schlacht.



Junges Zuluvolk.

Vor Beginn der Versammlung mußten die Männer auf die eine und die Weiber auf die andere Seite treten, dann begann er:

„Ihr Männer und Weiber, die ihr mir bis hieher gefolgt seid, höret mich an! Es ist mir bekannt geworden, daß die weiblichen Mitglieder der Niederlassung es hart empfinden, daß sie verlassen sind und hinwiederum die Männer es beklagen, daß ihre Hütten einsam sind. Alle Männer nun, die nicht den Wunsch haben, eine Lebensgefährtin zu besitzen, sollen zwei Schritt vortreten.“

Keiner rührte sich!

„Nun, so sollen alle Männer, die ein Weib haben, im Umuzi auf die rechte Seite treten.“

Ungefähr der vierte Teil der Männer trat auf die rechte Seite. Ich blieb auf meinem Platze.

„Nun sollen die Ehefrauen dieser Männer auf die rechte Seite treten.“
Die betreffenden Ehefrauen traten zu ihren Gebietern.

„Nun, ihr Frauen aus den Abantu, ihr habt eure Ehegatten und Väter verloren und es ist kein Mann da, der euch beschützen würde, keiner, an den ihr euch wenden könnt.“

„Wir haben dich noch, Inkos!“ schrien die Frauen im Chor.

„Möglicherweise könnt ihr mich auch noch verlieren. Nun, wenn euch daran liegt, einen Mann zu wählen, der euch beschützt und für euch kämpfe, so wählet. Sie können keine Lobola für euch geben, denn sie haben kein Vieh. So wählet!“

Die Weiber kicherten, aber keine bewegte sich. Da trat ich vor und grüßte und begann:

„Inkos, sie fürchten sich, selbst zu wählen, denn sie besorgen eine Zurückweisung zu erfahren. Man lasse sie den Brautwerbungstanz aufführen!“

„Es sei,“ rief der Inkos, „worauf die Weiber alle in die Hände klatschten und riefen: „Bayete!“

Einige der verheirateten Männer holten ihre aus Kürbissen verfertigten Musikinstrumente, sowie die Saitenspiele und beim Klange derselben begannen Männer und Weiber in zwei Reihen vorwärts und rückwärts Zurückweisung zu erfahren. Man lasse sie den Brautwerbungstanz aufwiegen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zulu und die Steuer.

Die Regierung will den Schwarzen wieder eine Steuer aufbinden; angeblich soll das Geld für das Schulwesen unetr den Schwarzen selber verwendet werden. Die Bezirksamtänner sollen in Versammlungen unter den Schwarzen für die Steuer Stimmung machen.

Nach der Rede eines Bezirksamtannes steht ein Schwarzer auf und sagt: „Es ist alles schön und recht, was der Herr gesagt hat, aber die Geschichte kommt mir gerade so vor, wie wenn man einem Hunde ein Stück vom Schwanz abhaut und es ihm zu fressen gibt!“

Der Mariannhiller Missions-Kalender 1926

gehört ins christliche Haus!

Preis Mk. —.60